

Predigt im ökumenischen Friedensgottesdienst ÖZ 25.02.2018

Die Geschichte ist so alt wie die Bibel, so alt wie die Menschheit. Beispielhaft wird sie in den Figuren von Kain und Abel erzählt, in den biblischen Erzählungen vom Ursprung der Menschheit: Da mühen sich zwei Brüder redlich um ihren Lebensunterhalt, der eine als Schäfer, der andere als Ackerbauer. Von ihren Berufen her stehen sie gar nicht in direkter Konkurrenz. Doch als Kain und Abel Gott ein Dankopfer bringen, da schießt einer auf den anderen. Kain fühlt sich im Vergleich zu seinem Bruder von Gott zurückgesetzt, benachteiligt. Und prompt steigen Neid und Eifersucht in ihm auf, die nicht nur zum Streit führen, sondern in einem kaltblütigen Mord enden. Und das, obwohl Kain von Gott noch vor den möglichen Folgen seiner Gefühle gewarnt wurde.

Nicht immer endet eine solche Geschichte mit Mord oder Totschlag. Aber sie wiederholt sich in unzähligen Varianten bis heute, im Großen wie im Kleinen. Wir bekommen diese Urgeschichte von Neid und Streit in jeder Nachrichtensendung erzählt, wenn wir vom militärischen Kräftemessen zweier Staaten hören. Sie tönt uns entgegen in Parolen wie „america first“. Sie steckt im Streben von Konzernen, Konkurrenten zu übernehmen oder gar auszuschalten, in einem Wirtschaftssystem, in dem das Prinzip gilt „Konkurrenz belebt das Geschäft“.

Natürlich kann ein gesunder Wettbewerb dazu motivieren, Leistung zu erbringen. Schon für Kinder hat es auch seinen Reiz, die eigenen Fähigkeiten mit anderen zu messen. Unheilvoll und gefährlich wird solches Konkurrenzdenken aber, wenn es alles beherrscht und zum Grundprinzip unseres Zusammenlebens wird. Inzwischen gibt es ja kaum einen Lebensbereich, für den wir im Fernsehen nicht eine Form von Wettbewerb oder Casting-Show finden: ob es in „The voice of germany“ ums Singen geht, ums Tanzen, ums Kochen oder ums Überleben in der Natur. In den sozialen Medien zählt vor allem die Menge der Clicks und Likes. Überall wird das Prinzip Wettbewerb vorzelebriert, in dem es nur Gewinner und Verlierer gibt. Wer nicht mithalten versucht, hat schon scheinbar verloren.

Im Evangelium begegnet uns dieses Konkurrenzstreben sozusagen in der frommen Variante. Ist es nicht tugendhaft für einen Jünger, nahe beim Herrn sein zu wollen, zu seiner Rechten oder seiner Linken – nicht nur zu Lebzeiten auf Erden, sondern erst recht in der Ewigkeit? Die beiden Zebedäus-Söhne wissen anscheinend selbst, dass ihre Motive nicht ganz lauter sind. Warum sonst hätten Sie die Mutter vorgeschickt, um ihr Ansinnen an Jesus zu richten? Und die anderen Apostel durchschauen sofort, dass hinter dem Wunsch der beiden Brüder kein frommes Streben steckt, sondern offensichtlich Ehrgeiz und Ehrsucht. Das Ringen um die besten Plätze, um Bevorzugung und Vorteile schwelt auch unter den Jüngern. Da ist Streit vorprogrammiert, auch wenn er nicht immer offen ausbricht.

In beiden Texten der Bibel kann ich mich leicht wiederfinden, in diesen Erzählungen von Eifersucht, Neid, Konkurrenz und Streben nach Anerkennung. Keiner wird von sich sagen können, dass er völlig frei ist von diesen inneren Triebfedern, die oft genug Unheil anrichten. Doch es gilt, tiefer zu graben und dahinter zu schauen, was die Wurzel dieser Gefühle und Strebungen ist. - Dahinter steht eine tiefe Angst, die in jedem Menschen schlummert: Die Angst, benachteiligt zu sein, zu kurz zu kommen. Die Angst, nicht gesehen zu werden, nicht anerkannt zu sein. Letztlich die Urangst um uns selbst, um unser Dasein, um unsere Existenz. Diese Angst gehört quasi zur DNA unseres Menschseins. Als geschöpfliche Menschen wissen wir instinktiv, dass unser Leben vergänglich und bedroht ist. Wo immer andere scheinbar besser da stehen, bevorzugt werden oder mächtiger sind, wird diese Angst in uns Menschen angerührt und bringt uns instinktiv dazu, uns behaupten zu wollen.

Das Verhältnis unter Geschwistern bleibt oft ein Leben lang davon geprägt, wer als Kind vermeintlich bevorzugt oder benachteiligt wurde. Mancher Streit ums Erbe hat darin letztlich seine Wurzeln. Auch Freundschaften und Partnerschaften, berufliche und private Beziehungen - kein Bereich ist davor gefeit. Wenn

die Angst, zu kurz zu kommen unser Handeln bestimmt, dann verkehrt sich das berechnete Bedürfnis nach Wertschätzung in ein unheilvolles Streben nach Anerkennung, das in Spannungen, Konflikte und Streit führt.

Dieser Mechanismus der Angst existiert nicht nur im einzelnen Menschen. Er wirkt in gleicher Weise kollektiv. Er wirkt in jeder Gruppierung, die sich in Konkurrenz zu einer anderen sieht, sei es eine Partei, ein Verein oder ein Staat. Die „german Angst“ steht sprichwörtlich dafür, dass ein ganzes Land von einer solchen Grundangst geprägt sein kann. Einer Angst, die sich gerade in den neuen rechten Parteien und Bewegungen formiert. Nicht zuletzt finden wir dieses Phänomen der Angst auch in unseren christlichen Kirchen. Die Angst um uns selbst, um die unsere jeweils eigene Identität als Kirche ist vielleicht eines der größten Hindernisse für die Ökumene.

Was hilft gegen diese Angst, welche die Wurzel vieler, wenn nicht aller Konflikte ist? Wir neigen zu der Annahme, ausreichend Sicherheit würde uns die Angst nehmen und Streit und Krieg verhindern. Dietrich Bonhoeffer belehrt uns eines anderen.

Er schreibt: „Es gibt keinen Weg zum Frieden auf dem Weg der Sicherheit. Denn Friede muss gewagt werden, ist das große Wagnis, und lässt sich nie und nimmer sichern. Friede ist das Gegenteil von Sicherheit. Sicherheiten fordern heißt Misstrauen haben, und dieses Misstrauen gebiert wiederum Krieg.“

„Sicherheiten fordern heißt Misstrauen haben“. Ein Satz, dem ich erst nach einigen Nachdenken und nicht ohne Zögern zustimmen kann. Er bedeutet ja umgekehrt: Vertrauen heißt, auf Garantien und Sicherheiten verzichten. Und genau solche ein *Vertrauen* braucht es in unseren Beziehungen, seien sie privater Art oder politischer Natur. Zumindest ein Quäntchen dieses Vertrauens. Es ist immer ein Wagnis, wie Bonhoeffer betont, weil es eben auf Sicherheit verzichtet. Aber dieses Wagnis des Vertrauens kann einen Weg bahnen aus der Spirale von Angst und Misstrauen, von sich Behaupten und Absichern.

Damit ist kein blindes Vertrauen gemeint, das nicht auch die Risiken und Umstände in den Blick nimmt. Oft braucht es erst mal die kleinen Schritte, vertrauensbildende Maßnahmen, einen Vertrauensvorschuss, eine ausgestreckte Hand, damit Vertrauen wachsen kann – auf dem diplomatischen Parkett ebenso wie in persönlichen Beziehungen. Solche Schritte des Vertrauens sind es, die verhärtete Fronten aufweichen und Konflikte verringern können. Sie lassen den anderen spüren: Du musst keine Angst um dich haben. Ich will dich nicht klein machen, verdrängen oder gar vernichten.

So verstehe ich auch die Weisung Jesu für unser Zusammenleben als Christen: Auf das Herrschen und Beherrschen zu verzichten und stattdessen einander zu dienen. Nicht die Ehre und Bevorzugung anzustreben, sondern füreinander da sein. Nicht permanent die Angst anzustacheln, sondern sich Vertrauen auf Augenhöhe entgegen zu bringen. Das ist kein einfaches Lebenskonzept mit Erfolgsgarantie. Nicht von ungefähr spricht Jesus im Evangelium vom Kelch, den er und auch seine Jünger trinken werden. Es ist der Kelch des Leidens, auf den der Evangelist Matthäus anspielt.

Woraus können wir ein solches Vertrauen schöpfen, das sogar bereit ist, Leiden in Kauf zu nehmen – ein Vertrauen, das stärker ist als diese Urangst um unser Dasein tief in uns? Im Letzten können wir nur im Glauben an Gott zu solchem Vertrauen finden. Glauben heißt ja letztlich nichts anderes als: Vertrauen.

An Gott glauben zu können heißt: Darauf vertrauen, dass unser Leben im Letzten gehalten ist. Dass die Angst um uns nicht unser Leben bestimmen muss. Dass uns im Tiefsten nichts passieren kann - egal was uns passiert, im Leben und sogar im Tod. Die Geschwister Scholl, deren Hinrichtung sich in dieser Woche zum 75. Mal gejährt hat, sind ein lebendiges Beispiel für solch ein Vertrauen.

Lass solch ein Vertrauen auch in uns und unter uns wachsen, Gott, und uns daraus leben und zusammenleben. Amen.

Wolfgang Zecher